

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 5 (1901)
Heft: 24-25

Artikel: Friedrich Wilhelm
Autor: Baerensprung, E. von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576111>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Ichs emel o wohr?“
 „So so, eh aber oh!“
 „Was hets z'leisch gjeit? Wen ich ächt d'Greibt?“
 „Zeit's d'r neu schwarze Rock a, oder en — alte?“
 „Es Greibthemli täts oh u wär noh chumlicher, nid ächt?“
 „Bläär doch nit so grüeseli Käti; fischere so guet gange.“
 „E'bravs ichs immer gh, u nte bi fer Klingbetti g'fählt.“

„So so! Schön hetfes gha z'Marei, s'häts no e Chehr möge vr'lide.“ „Was ichs oh fürne Johrgang gh.“ „Glaub en — achte drißger oder öppis.“ „Bicht, d'r Herr Pfarrer.“ — Und „bicht der Herr Pfarrer“ heit's bis i d'Stube-ih, vo em zum andere.
 Hinter em Huus bält d'r Ringgi, nnd änen-am Bärge geit füürigrot d'Sunne unter.

Friedrich Wilhelm.

Autorisierte Uebersetzung von E. von Baerensprung, Lausanne.

Der five o'clock-Thee, zu dem ich gebeten war, versprach ein ungewöhnlich feierlicher und wichtiger zu werden.

Kein männliches Wesen hatte Zutritt, das nicht, entweder sichtbarlich oder doch bildlich gemeint, lange Dichterlocken hatte; auch kein weibliches Wesen, das nicht einen schwachen Tintenfler am Zeigefinger der rechten Hand und einen festen Glauben in den Spiritismus aufweisen konnte. Natürlich durfte bei dieser Gelegenheit nur der Konversation geföhnt werden; dafür gab es Erdbeereis und Sandwiche zur Belohnung.

Ich war denn auch sehr aufgeregt vor Erwartung und Freude auf das vielversprechende, Seele und Verstand erlappende Fest; doch meine Freude wurde leider dadurch etwas gedämpft, daß ich, der stürmischen See wegen, auf die reizende Kahnfahrt verzichten mußte, um an Stelle dessen das gewöhnliche Verbindungsboot zu benützen.

Alles hatte sich auch heute gegen mich verschworen, vom Wetter an, das heulte und stürmte, so daß mir alle Freude an dem geplanten Besuche bei meinen Freunden genommen wurde, bis hinunter zu meiner treuen, alten Uhr, die durch ihr plötzliches Vorgehen mich zu einem unfreiwilligen Galopp nach der Landungsbrücke der Fähre zwang, um dann dort zu erfahren, daß die Abfahrt erst in sechs Minuten erfolgen werde.

Auf dem Boote auf- und abgehend, um meine erhitzten Wangen zu kühlen, betrachtete ich mir die wenigen Fahrgäste, die sich einstweilen eingefunden hatten.

An dem einen Ende des Schiffes saßen ein sehr kleines Mädchen und ein ungewöhnlich großer Junge, das heißt, ungewöhnlich groß für sein Alter; denn er trug noch ein langes Kleidchen und konnte wohl nicht mehr wie drei Jahre alt sein. Er war erstaunlich umfangreich, und das wollene Kindermäuschen, das sein festes, weißes Gesicht umrahmte, machte einen geradezu lächerlichen Eindruck.

Das Mädchen, im Gegenteil, war die kleinste Person, die man sich vorstellen konnte. Ihr schmales, blaßes Gesichtchen trug einen alten, müden Ausdruck, nur die großen, dunkeln Augen glänzten ungewöhnlich helle und ruhten bald auf dem Jungen an ihrer Seite, bald auf dem bewegten Hafen mit seinen zahlreichen Schiffen.

„Heute ist Friedrich Wilhelms Geburtstag,“ sagte die Kleine plötzlich, als sie bemerkte, daß ich mir den Knaben nachdenklich betrachtete.

„Ach!“ jagte ich überrascht von dieser unerwarteten Mitteilung. Kaum hatte ich mich denn auch genügend erholt, um das Gespräch fortzusetzen, als das Kind auch schon weiter sprach:

„Und wir wolle heut a Kei' mache, gelle Friedrich?“

Doch Friedrich Wilhelm sah nur abwesend auf seinen Daumen, den er für einen kurzen Moment aus dem Munde gezogen hatte.

„Vater hat uns zwei Groschen gegeben,“ fügte sie hinzu, indem ein hübsches Lächeln über ihr schmales, stilles Gesichtchen glitt, „und wir wolle uns heut' mal lustig mache, gelle Friedrich?“

Friedrich besah sich noch immer gedankenvoll seinen nassen Daumen und gab weder ein Wort noch ein Lächeln zur Antwort.

„Kann er denn noch nicht sprechen?“ frug ich, das dickköpfige Kind liebevoll ansehend.

„Nee,“ erwiderte sie sehr bedauernd, „er iß halt so ne bische furios im Kopf.“ Sie hielt inne und sah zärtlich auf ihn hinunter. „Aber du kannst lache, gelle Friedrich?“ Sie beugte sich zu ihm, juckte mit ihrem Kopf dicht vor seiner Nase

auf und nieder, sie kniff ihn in die dicken, nackten Beine und sang eine seltsame Melodie dazu: „biblum—dum—dum—ta—ra—dum . . .“ Auf dem breiten flachen Gesicht des Kleinen dämmerte ein schwaches Lächeln. Die blöden Augen verschwanden zwischen zwei Fleischfalten, der Mund verzog sich und entblößte den roten, noch zahnlosen Kiefer, das Kinn wurde immer länger, bis es die Brust berührte . . .

Voller Entsetzen wandte ich mich ab und gesellte mich schleunigst der Menge bei, die, des Aussteigens harrend, auf der andern Seite stand. Das Boot näherte sich nun auch der Landungsbrücke, das Seil wurde hinübergeworfen und das Zeichen zum Aussteigen gegeben.

Ich warf noch einen schnellen Blick über die Schulter nach meinen beiden kleinen Reisegefährten hin. Diese waren noch auf dem gleichen Platz und suchten sich dort so unbemerktbar wie möglich zu machen.

Als ich nach etwa zwei Stunden den Rückweg antrat, erkannte ich sofort an einem besonders athletisch aussehenden Matrosen, daß es wieder das gleiche Verbindungsboot war. Und richtig, am Ende des Schiffes saßen auch Friedrich Wilhelm und die winzige Person in gerade derselben Stellung, wie vor zwei Stunden. Das kleine Mädchen erröte über und über, als sie mich erblickte:

„Oh! verrate Sie uns nid!“ flüsterte sie mit flehendem Blick, indem ihre kleinen, mageren Hände meinen Arm umfaßten: „Oh! verrathe Sie uns nid, seins doch so gut; heut ist Friedrich Wilhelms Geburtstag, sonst hätt' ichs ja nid gethan“ —

Ich blickte verwundert und fragend auf Friedrich Wilhelm; doch dieser zeigte mir nur seine beiden Daumen, die schon ganz verwässert ausfahlen, wie die Finger einer Waschfrau.

„Wir sind nun schon jedesmal mit rübergefahren, und der Mann hats gar nid gemerkt, und wir habe ja kein Unheil angestellt und nir verdorbe,“ so fuhr die kleine, flehende Stimme fort, „einen Groschen haben wir gegeben beim Einsteigen, und hier ist noch der andere.“

Sie öffnete die Hand etwas und zeigte einen glänzenden Groschen.

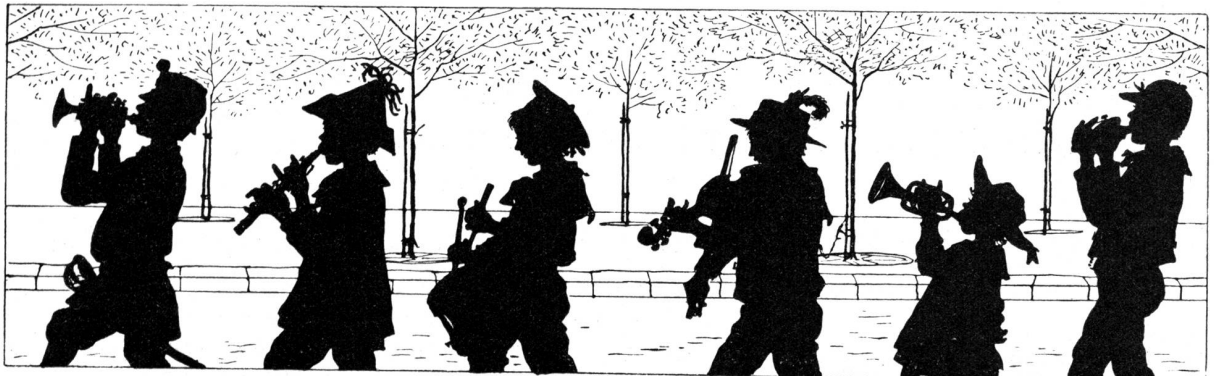
Ich bekam einen plötzlichen Hustenanfall, der mehrere Sekunden dauerte.

„Ihr seid also für einen Groschen schon mehrere Male hin- und hergefahren?“ frug ich so ernsthaft, wie mir dies nur möglich war.

Die Kleine wurde ganz blaß und schlang ihren Arm beschützend um Friedrich Wilhelm.



Ich hatt' einen Kameraden.

H. v. K. RUDOLPH
Döhrenschmaus.

„Wolle Sie uns doch anzeigen?“ frug sie mit bebender Stimme, und zwei große Thränen rollten aus ihren runden, erschrockenen Augen und fielen auf Friedrich Wilhelms wollene Mütze.

Ich tröstete sie eifrig; denn diese beiden großen Thränen hätten mich veranlassen können, alle Verbindungsboote der Welt zu hintergehen.

„Mit einer ganzen Mark könntet ihr zweimal nach der nächsten Insel fahren, und dies wäre eine viel längere und schönere Reise,“ sagte ich, ihr zwei Fünzigpfennig-Stücke reichend, „angenommen, Friedrich Wilhelm feiert morgen noch einmal Geburtstag, und ihr fahrt zusammen dorthin?“

Sie weinte noch ein wenig vor lauter Erleichterung; dann trocknete sie die Augen an Friedrich Wilhelms Mütze und starrte sprachlos auf das Geld. So etwas Alltägliches, wie „Danke,“ sagte sie nicht erst, sondern öffnete und schloß nur abwechselnd die Hand, in der das Geld lag. Dann rückte sie mir etwas näher und blickte mit ihren nassen, glänzenden Augen zu mir auf:

„Sie dürfe auch Friedrich Wilhelm a bische auf den Schoß nehmen,“ flüsterte sie mit leiser, fast feierlicher Stimme.

Ich versicherte ihr liebevoll, daß ich den Kleinen, der sich auf seinem Platz sehr wohl zu befinden schien, nicht gerne stören möchte, und daß wir überhaupt gleich aussteigen müßten.

Wir waren denn auch wirklich angekommen; ich sagte den Kindern Lebewohl und verließ das Boot, gefolgt von meiner kleinen Freundin, die den großen, dicken Friedrich Wilhelm schleppte.

Als ich schon halbwegs zu Hause war, entdeckte ich plötzlich, daß mir mein Portemonnaie fehlte. Ich erinnerte mich deutlich, es in den Schoß gelegt zu haben, nachdem ich den Kindern auf dem Schiff das Geld gegeben hatte; sicherlich war es dort zur Erde gefallen. Eiligst kehrte ich daher zur Fähre zurück.

Friedrich Wilhelm und die winzige Person trieben sich noch auf dem Landungsplatz umher und schienen sich das Wasser zu betrachten.

„Mein Portemonnaie, Kleine, hast du's vielleicht gesehen?“

Sie warf mir einen verständnisvollen Blick zu. „Vielleicht habe Se's auf'm Schiff falle lasse; hier, halte Se'n fest!“

Habe Se's auf'm Schiff falle lasse; hier, halte Se'n fest!“ Und in weniger als einer halben Sekunde hatte sie mir ihren fetten Friedrich Wilhelm in die Arme geschoben und war, ohne den üblichen Groschen zu bezahlen, am Schalter vorbeigejagt. Das Boot hatte sich schon wieder in Bewegung gesetzt und war ein gutes Stück vom Ufer entfernt; doch mit leichtem Sprung, unter einem Sturm von Warnungen und Schreien, sprang das kleine Mädchen auf das Schiff, das ruhig, zum Spott und Hohn meines Mißgeschickes, davonsuhr . . .

Und ich! ich stehe auf dem Landungsplatz mit dem dickköpfigen Friedrich Wilhelm mit der wollenen Mütze in den Armen.

Welche Verwunderung malte sich nicht auf dem Gesichte derer, die an mir vorbei hinunter zu den Schiffen eilten, und von denen mich viele dem Namen nach kannten.

Dazu kam wohl noch, daß ich das Kind gar nicht so trug, wie dies eine liebevolle Wärterin gethan hätte; der Kleine war ganz entseztlich schwer, und ich hielt ihn krampfhaft mit beiden Händen um den Leib fest, gerade so, wie seine Schwester

ihn mir übergeben hatte. Andere kleine Kinder scheinen einem sozusagen wie von selbst in sitzender Stellung auf die Arme zu fallen; doch dieses Wesen hier hatte augenscheinlich keine Gelenke und blieb eine steife, formlose Masse.

Einmal versuchte ich es, ihn hinzustellen, doch dies schlug ganz fehl; denn sobald, wie sie den Boden berührten, gaben seine Beine nach, und er fiel hülflos zusammen.

Ich raffte ihn wieder auf, und in voller Verzweiflung spazierte ich mit ihm mutig einem Lagerstuppen zu; doch dort sah ich von ferne einige Bekannte kommen, und eiligst drehte ich wieder um, sie nicht begegnen zu müssen.

Wenn ich nur am Schalter hätte vorbeigehen können! Dort hinten stand eine Bank, auf die ich ihn abgeladen hätte; aus der Ferne könnte ich dort auf ihn Achtung geben, ohne daß es den Anschein gehabt hätte, als ob wir zusammengehörten; doch abgesehen davon, daß ich absolut kein Geld bei mir hatte, betrachtete mich der Mann am Schalter mit mißtrauischem Auge; denn er hatte mich und das kleine Mädchen zusammen gesehen, und letztere hatte ihn ja eben um seinen Groschen geprellt.

Ich sah an meine Uhr. Es waren erst vier Minuten verstrichen, seitdem mir das sonderbare Kind anvertraut worden war, und volle zehn Minuten sollten noch vergehen, ehe das Boot zurückkommen konnte.

Und ich erinnerte mich, daß ich nur drei Mark, zwei Briefmarken und einen Perlmutternopf im Portemonnaie gehabt hatte; lieber hätte ich dies zehnmal verloren, als so noch länger ausharren zu müssen.

Mein Rücken fing an, unter der ungewohnten Last zu schmerzen. Wie die winzige Person es fertig gebracht hat, das kleine Schenkel herumzuschleppen, wird mir immer ein Rätsel bleiben. Dunkle Gedanken, ihn einfach zu verlassen, formten sich in meinem Kopfe, ihn an einem sicheren Orte niederzulegen und dann eiligst zu fliehen; aber ach, ich wußte nur zu wohl, daß die mich umgebenden Leute bald Lärm gemacht hätten, und dann die Geschichte nur schlimmer gewesen wäre als zuvor. Dann kam mir noch der glückliche Einfall, jemanden gegen ein kleines Trinkgeld zu bewegen, ihn zu halten. Doch — ich hatte ja nicht einen einzigen Pfennig und war sicher, daß die Kleine mein Portemonnaie nicht wiederfinden würde.

Noch volle acht Minuten! . . . Der Knabe fing an, langsam von meinen Armen zu gleiten. Mit einem ungeduldrigen Ruck brachte ich ihn auf seinen Platz zurück. Bei dieser Manipulation verschob sich der Daumen aus seinem gewohnten Zufluchtsort, dem Munde. Ein erneuter Schrecken kam über mich. Des Kindes Augen verschwanden hinter den fleischigen Backen, der ganze Kopf fiel zurück, das Gesicht wurde purpurrot, der Mund öffnete sich und entblözte wieder den roten, zahllosen Kiefer, und ein unmenschliches Geheul drang aus seiner Kehle.

Ich stopfte eiligst seine Hand — beinahe die ganze — zurück in den Mund, und in meinem unbeschreiblichen Merg wanderte ich mit ihm etwas abseits, wo ein etwas weniger zahlreiches Zuschauerpublikum mich umgab.

Endlich, endlich waren auch die acht Minuten verfloßen; wie, weiß ich zwar nicht so recht, eins nur war mir klar, nämlich, daß diese acht Minuten mir unendlich viel länger schienen als die längste Woche.

Endlich kam auch das Boot zurück. Von meinem Ver-



Zartbesaitete Seelen.

stet aus beobachtete ich die aus- und einsteigende Menge, war aber fest entschlossen, nicht von der Stelle zu weichen, bis daß jedes menschliche Wesen außer Sicht sein würde. Da kam denn auch schon die winzige Person auf mich zugeeilt.

Mit weitauferissenen Augen, totenblassen Wangen und bebenden Lippen streckte sie ihre kleinen, zitternden Hände aus: „Gebe Se'n her! gebe Se'n her!“ ruft sie zornig. Ich komme natürlich diesem Wunsch mit äußerster Geschwindigkeit nach.

Sie preßte den Kleinen fast hungrig an sich.

„Nun, hast du mein Portemonnaie gefunden?“ frug ich. Sie warf mir einen zornigen Blick zu, zog das Portemonnaie aus der Tasche und reichte es mir:

„Es lag auf der Bank,“ fügte sie kurz hinzu.

Dann brach aber mit einem Mal ihr ganzer Zorn los.

„Und ich bin extra zurückgegangen, um's Ihne zu hole, und dann wolle Se mer noch mei Friedrich Wilhelm stehle.“

„Was will ich?“ frug ich bestürzt.

„Oh! ich hab' Se wohl gehehe, wie Se versucht habe, sich hier hinten zu verstecke.“

Sie vergrub ihre Nase in dem Pompon von Friedrich

Wilhelms Zipfelmütze, und über ihre Wangen rollten wieder zwei große, schwere Thränen.

Friedrich Wilhelm lächelte sie auf seine zahnlose, ergötzliche Weise an und versuchte spielend seinen nassen Daumen in ihre Augen zu stoßen.

Sie preßte ihn noch inniger an sich:

„diddldum—dum—tra—ra—dum“ — sie lächelte nun auch, ein schwaches, mattes Lächeln — „diddldum—dum — ma hat mer wolle mei Friedrich Wilhelm stehle, gelle du!“

„Mein liebes Kind,“ protestierte ich; denn diese seltsame Auffassung der Begebenheit war denn doch ein bißchen zu stark für mich, „nie in meinem Leben wäre es mir auch nur im Traume eingefallen, deinen Friedrich Wilhelm fortzutragen.“

Doch die winzige Person warf mir nur noch einen ungläubigen, mißtrauischen Blick zu, preßte ihren Friedrich Wilhelm liebevoll an sich und wanderte eiligst mit ihm davon.

Ich sah den Beiden noch lange nach, bis sie in der Ferne in der grauen Nebeldämmerung des Winternachmittags verschwunden waren; dann schlug auch ich den Heimweg ein, mich immer wieder darüber verwundernd, wie viel man doch zuweilen auf einem gewöhnlichen Verbindungsboot erleben kann.

Eine Tragödie in den Felsengebirgen.

Aus dem Amerikanischen von Elvira Weiß.

„Horch! Georg kannst du es hören?“

„Was?“ frug ich unwillig; denn unser beschwerliche Marsch durch die einsamen Felsengebirge hatte mich sehr ermüdet, und ich war gerade beim Einschlafen.

„Hörst du denn nicht den Hund dort drüben im Walde heulen?“

„Hundegeheul?“ sagte ich etwas verwundert. „Das ist wohl nur Einbildung. Wie soll denn ein Hund in diesen Wald kommen? Hundert Meilen in der Runde wohnt keine Seele. Es wird nichts weiteres sein als der Wind, der durch die Tannen saust. Schlaf ein und ruh' dich aus, das ist viel gescheidter.“

Wilford antwortete nichts, und ich schlief ein. Aber bald nachher fuhr ich erschrocken auf. Wilford stand vor mir, eine Laterne tragend.

„Ich will dir nur sagen, daß ich hinuntergehe und nachsehe, was dem armen Tier fehlt.“



Der Alte mit der Harfe.